

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

120 (27.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Zur Geschichte der Mundpflege

Von Albert Hausenfein, München.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß man dem Mund, bzw. der Mundhöhle und den Lippen, die doch den ganzen Tag über tätig sein müssen und dazu noch in den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts eine mehr oder minder gründliche Pflege angedeihen ließ. Lebt doch ein edelgebildeter, namentlich in seinen Bewegungen hübscher und wohlgestalteter Mund einen ausnehmend großen Reiz auf den Beschauer aus, da nun eben einmal dieser Körperteil zur Veranschaulichung und Erhaltung der allgemeinen menschlichen Schönheit gehört. Freimütig bekennt selbst Herder, daß wenn er zwischen schönen Augen und einem schönen Mund zu wählen hätte, er entschieden dem Mund den Preis zuerkennen würde. In der Tat wird auch für die Mundpflege umso mehr getan, als gerade dieser Schmuck des menschlichen Körpers am Mann und am Weib besonders viel und mit gewis begünstigten Worten gepriesen wird. Es sei daher im folgenden auf die Geschichte der Mundpflege etwas näher eingegangen.

Abgesehen vom Papyrus Ebers, der schon zwischen 3700 und 1560 v. Chr. ein Kaumittel in Ägypten anführt, das vielleicht mit Betel oder Mastix gleichbedeutend gewesen sein dürfte und zur Erzielung eines wohlriechenden Atems gedient haben mag, sowie von der weiten Lehre des Aristoteles (384—322 v. Chr.), wonach man Mund, Hand, Nase und Augen stets waschen soll, heißt es im „Kamofutram“ des Pansaana, der wahrscheinlich im 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. entstandenem „Liebeskunst“ der alten Indier, vom Manne: „Nachdem er am Morgen aufgestanden ist, seine Zähne gewischt, mäsig Salben gebraucht, Käsegerst und einen Kranz genommen, einen Mundvoll gekochten Reis genossen und Kopf aufgelegt, sein Gesicht im Spiegel betrachtet und Mundkugeln, sowie Betel genommen hat, soll er seinen Beschäftigungen nachgehen.“ Wir sehen also, daß man schon damals „Kopf auflegte“, d. h. die Lippen damit bestrich, daß man aber, was unerlässlich wertvoller ist, zur Reinigung von Nahrungsmitteln ein wohlriechendes Kugelnchen — man denkt dabei an unsere „Cachous“ — in den Mund nahm und wieder um des Genusses wegen Betel in Vastform genoss. Dieses Kaen der aromatisch-brennend und bitter schmeckenden Blätter des Betelpfeffers ist auch heute noch ein in ganz Ostindien und auf vielen ostindisch-malajischen Inseln so allgemein geübtes Kaen- und Mundreinigungsmittel, daß dort das Betelkaen zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gezählt wird. Dieser uralt, mit religiösen Vorstellungen zusammenhängende Brauch verurteilte im Mund einen aromatisch-herben Geschmack, färbt das Zahnfleisch rot, die Zähne schwarz, hebt Appetit und Ernährung und soll, so wird versichert, eine behagliche Stimmung erzeugen. Die Leidenschaft des Betelkaens veranlaßt heute noch einen jährlichen Verbrauch von annähernd 200 Millionen Kilogramm Arekanrüssen, aus denen gleichfalls Betel gewonnen wird. Das überaus im alten Indien regelmäßige Mundspülen, wenn auch nur mit reinem Wasser, ist eine Vorstufe, die sich aus anderen Stellen des selben Wertes Pansaana herausheben. Es heißt nämlich dort, der junge Mann, der seine Zähne der Ansehbarkeit offenbaren möchte, bestriche diese, wenn sie ihm Wasser erreicht zum Mundspülen, mit einem Schluß Kaens, was ebenfalls eine etwas merkwürdige und absonderliche Art der Annäherung an das schöne Geschlecht darstellt.

Gegen Mundgeschwüre gebrauchten die alten Griechen, wie uns Hippokrates, dieser große Arzt, erzählt, Auspülungen mit Eichenrinde. Das sie ihren Mund im gesunden Zustand erst recht reinigten, liegt auf der Hand, wenn uns auch heute unbekannt ist, womit diese Sauberhaltung der Mundhöhle durchgeführt ward. Auch die Römer verstanden sich als wahre Lebenskünstler wohl auf die Mundpflege. Sie hatten gemessenermaßen schon System in die Sache gebracht. So legt der ältere Plinius (23—79 n. Chr.) großen Wert auf peinlich genaues Reinigen des Mundes und selbstverständlich erst recht der Zähne. Er empfiehlt, des Morgens in ungerader Zahl, also einmal, dreimal, fünfmal usw., mit kaltem Wasser, des Abends vor dem Schlafengehen inbehalten den Mund mit lauterem Wein auszuspielen. Andererseits kennt er jedoch auch bereits eientliche Mundwässer in verschiedenen chemischen Zusammenstellungen, die in den zahlreichen Salbenläden Roms angeboten wurden. So stellte man aus Wurzeln, Narben, Mastixblättern, Galläpfeln usw. brauchbares und zweckdienliches, zusammenziehendes Mundwasser her, das angeblich alle Entzündungen der Mundschleimhaut verminderte. Nebenher kannte der Römer der Kaiserzeit auch die Vorsorge der Mundkugeln, die sich ebenfalls vom Orient her eingebürgert hatten. Im Jahre 85 n. Chr. etwa beipöbelte Martialis eine gewisse Pessennia, welche zur Vertreibung des lästigen Weintrunks, da sie gerne im gebelmen dem

Bachus geopfert zu haben scheint, „Pessillen des Cosmus“ verschlingt. Es sind darunter Kugeln aus Mehl, Arzneien oder andern Wohlgerüchen zu verstehen, welche dazu bestimmt waren, dem Atem und Mund einen möglichst angenehmen und frischen Geruch zu verleihen und bei Cosmus, dem berühmtesten Pessillen-, Parfümerien- und Essenzhändler Roms zur Zeit des grauen römischen Kaiserzeit, in reichster Auswahl zu haben waren. Alle diese Schönheitsmittelchen oder Mundkugeln konnte man übrigens auch von den besonders mit Toilettengegenständen handhabenden, nach einer Straße in Capua benannten, aber im ganzen römischen Reich verbreiteten „Sotastarii“ (von der Straße Sotia) beziehen. Auch Sotia (Sot. I. 2, 27) erwähnt einen Pessillus, der aufdringlich nach solchen wohlriechenden Mundkugeln duftet.

Zur Vermeidung eines schalen Mundgeschmacks oder höchst riechenden Atems griff die vornehme Römerin im 1. Jahrhundert n. Chr. wohl dann und wann zu einem Abwasch von Anis mit Pfefferöl (Smyrnum olusatrum L.), wenn sie sich nicht des Carzes der Mastix zu Hilfe nahm, die man von der Insel Chios bezog, um es zur Erhaltung wohlriechenden Atems und einer gesunden Mundhöhle zu fügen. Auch diese Sitte soll ziemlich weit in die Vorzeit zurückreichen, wie denn auch Clemens von Alexandria (160—216), der bekannte altkirchliche Schriftsteller, noch hochtönende Männer erwähnt, woraus zu ersehen ist, daß sich diese Gepflogenheit bis weit in die christliche Zeit hinein zu erhalten mußte. So, eine Nachricht aus Konstantinopel vom Jahr 1803 bezeugt, daß die Insel Chios im Heiligen Meer einige tausend Pfund dieser farblosen oder gelblich beschäumten Mastixkörner dahin zu liefern habe, wo die Frauen sie fleißig lauen, um sich wohlriechenden Atem, frischen Mund und schimmernde Zähne zu verschaffen. Allerdings darf man sich nicht Mundgeschwüre zuschieben, die man dann durch Befreien mit dem Riederhaken der Dienröhen zu heiligt. Auch die heutige Leontinerinnen kuldigen noch dem Mastixkauen in hohem Maß.

Die arabischen Ärzte des frühen Mittelalters kannten selbstredend ebenfalls die wohltuenden Eigenschaften eines lauchartigen, hergestellten Mundwassers. Dhu Rafim, der um 860 als Chirurg zu Cordoba lebte, als einer der bedeutendsten Zahnärzte gelten darf und eine Menge medizinischer Schriften hinterlassen hat, rät nach der operativen Entfernung eines Zahnes zum Ausfüllen des Mundes mit Wein, Elixier oder Salzwasser, um die Blutung zu stillen und die Mundhöhle zu säubern. Ebenfalls war auch er mit der faulniswidrigen Wirkung dieses Kunststoffs bereits wohl vertraut.

In der Zeit der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs in Europa, d. h. im 12. Jahrhundert, zeigt sich auch bei uns in Deutschland eine allmähliche Verfeinerung der Lebenshaltung überhaupt. Auf die Körperpflege im besonderen hielt man nun größere Stücke, weshalb auch die Kosmetik des Mundes damals mehr auf ihre Rechnung kam. Man kann diese pflöbliche Steigerung der Verschönerung des Mundes übrigens auch in der zeitgenössischen Literatur genau verfolgen. Der Troubadour Arnaut von Marneuil rühmt beispielsweise von der Schönheit seiner Dame: „Das Münderchen, schöne Zähne drein, kein Silber ist so klar und rein.“ Aus dem 14. Jahrhundert stammt eine Abhandlung über Schönheitspflege nach einer Münchener Handschrift, die u. a. auch eine Anweisung enthält, wie man den übeln Mundgeruch unterdrücken könne. In der 1519 erschienenen „Güchmalt“ Thomas Wurners, des satirischen Franziskaners, gibt der Verfasser dem Verliebten den Rat: „Duns mundts, der oren achung hab!“ woraus man erntet, daß im 16. Jahrhundert die Mundpflege keineswegs mehr etwas Unbekanntes war.

Den Freuden des vielgeliebtesten Tabakgenusses begann die Männerwelt allgemein zur Zeit Ludwigs XIII. von Frankreich (1610—1643) zu fröhnen, wobei man sich allerdings kaum verhehlt, daß der edle Tabak Kleider und Atem verunklärte. Da man nun aber im Zeitalter der Galanterie die Frauen nicht der Unannehmlichkeit aussetzen wollte, sie erkennen zu lassen, daß man geracht habe, nahm man eben nach altdrömischem Muster seine Zuflucht zu verschönernden Mitteln, welche dem Atem einen wenigstens einigermaßen erträglichen Geruch verschaffen sollten und griff auf die bekannteren Zeltchen oder Wässer zurück. So nur sind jene geheimnisvollen Worte eines gewissen Saint-Amant zu erklären: „Ich unterrichte meine Gesprächsart mit Ambrasilpfeifen und solchen der Pissanie.“ Heute versteht man unter diesen „Cachous“ oder „Kateshus“ aus karsigen, mit Gewürzen verjertem Saft

indischer, asiatischer Pflanzen hergestellte und etwas süßerehaltige Mundpessillen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint man in Frankreich nach beendeter Wahl gewöhnlich Mundspülwasser herzustellen zu haben, wie aus einer Stelle bei De Cortots d'Aras erhellt. „Schmeckelgülden“, worunter zweifellos Kaupfäulen gemeint sind, nennt um 1640 Johann Michael Moscherosch im fünften Kapitel seiner „Gefährte Pilgers von Sittenthal“. Als ein richtiger Wohlthäter der gequälten Menschheit darf aber schließlich der vor 1572 zu Straßburg verstorbenen Walter Puff besichtigt werden, der dem umwiesenden Volk der damaligen Zeit den hohen Wert einer richtigen und vernünftigen Mund- und Zahnpflege klar zu machen stets bestrebt war.

„Mundspülwasser“, bezieht des Amantons, „Nutzbares, galantes und curioses Französischer-Lexicon“ aus dem Jahr 1715 den staunenden Leser, ist ein von Zinn rund gegossenes Gefäß mit einer Schenke und Sprigal versehen, hangt mit dem Handfaß und pflegt sich das Frauenzimmer den Mund daraus auszuspielen (sic!), und das „Journal des Luxus und der Moden“ vom Mai des Jahres 1813 bringt nachfolgende Bemerkung: „Man rühmt sehr das Eau balsamique der Mademoiselle Cosseron, womit sich unsere Damen, halb mit Wasser vermischt, den Mund ausspülen und auch das Gesicht damit waschen.“

In mühseligen, modernen, nach streng hygienischen Grundsätzen arbeitenden Fabriken stellt man heutzutage unzahlige Arten von Mundwässern her. Die einen enthalten überhöfliche Oele, wie z. B. Pfefferminz, Narben, Salbei, Pomeranzensüßholz, die anderen sehen sich mehr aus spirituellen Stoffen, wie Kampher, Pfefferminz, Engelwurz, Mastixspiritus u. a. zusammen. Auch Weibtraut ist mitunter vertreten. Von den heute gebräuchlichsten Mundwässern, welche aus weinartigen Mischungen von ätherischen Oelen, wie Pfefferminz, Nelken, Anis, Eucalyptusöl oder aus Benzoesäure usw. bestehen, seien das „Dool“, „Donta“, „Goffe's balsamisches Mund- und Zahnpflege“, besonders hervorgehoben. Bekannt und beliebt war früher auch das sog. „Weißemundwasser“, das aus Weizenmehl, Mastix, Rosen- und Weingeist, sowie einigen wenigen Tropfen edlen Bittermandelöls zusammengebraut ward. Ein Teesöffel voll davon in warmem Wasser gerührt, um ein zum Ausspülen dienendes verduichtetes Mundwasser zu bekommen. Mischungen aus Salbei, Eichen, Umeerindens abkochungen, schwache Lösungen von chloraurem Kali, kohlensaurem Natron usw. sind ebenfalls sehr geschätzt. Das beste Mundwasser aber dürfte neben dem gewöhnlichen Brunnenwasser, mit welchem man nach jeder Mahlzeit den Mund gründlich ausspült, ohne Zweifel eine leichte Lösung von übermanganäurem Kalium sein. Auch Wasserstoffsuperoxyd eignet sich erprobungsgemäß vortrefflich zu Mundauspülungen. Endlich sei auch noch des Mund- und Zahnpflegemittels „Chlorodont“, hergestellt von den Berberken in Dresden, gedacht, dessen wundervoll wirkender Pfefferminzgeschmack jeden ungeschönten Mundgeruch sofort beseitigt. Mundwässer inbehalten, die zur Hauptzutat aus Salol, Menthol, Mentylal usw. sich zusammensetzen, werden durch Sulz von etwas Koffein, was hier verratet sei, in ihrer antiseptischen Wirkung sogar noch verstärkt.

Wir wissen von den Tausenden Nordasiens, daß sie nach jeder Mahlzeit ein kleines Stüchlein Kiefernharz kauen, einmal um Zähne und Zahnfleisch von etwaigen Speiseresten zu befreien, und zweitens, um auf diese einfache Weise den Mund gründlich zu reinigen. Uebrigens haben die alten römischen Kaumittel gerade in unseren Tagen wieder zahlreiche Liebhaber und Anhänger gefunden. Häufig liest man in den Tageszeitungen Anpreisungen von amerikanischen Kaumitteln, Karobonbon usw., die aus gemischt durchaus reinen und einwandfreien Stoffen verfertigt sind. Ihre Kauen ist nicht nur eine angenehme, nebenherzubigende Betätigung, hauptsächlich in Füllen, wo das Kaen gerührt ist, sondern sie birgt auch mannigfache Vorsorge von hygienischem Wert in sich. Säuberung und Reinhaltung des Mundes und der Zähne ist der nicht zu unterschätzende Hauptvorteil dabei. Uns Deutschen kommt diese übertriebene Gepflogenheit des Gummikauens zunächst noch etwas merkwürdig und ungewohnt vor. Aber dessen ungeachtet erfreuen sich diese pikant schmeckenden „Dauerzucker“, die nur gekaut, nicht aber gesehnen werden, auch bei uns schon großer Beliebtheit. Sie verhalten sich ähnlich dem, was die Ipa „Cachous“, moderne Mundkugeln oder Mundkugeln, deren Hauptbestandteil Süßholzwurzel ist und die den lästigen Mundgeruch aus dem Munde nahezu gänzlich verbannt.

Von der Lippen- und Zahnpflege, deren Geschichte eigentlich logischerweise mit der Mundpflege zusammen zu betrachten wäre, wird vielleicht in einem späteren Aufsatz noch gesprochen werden. Wir sehen aber schon aus vorstehendem, daß eine Mundpflege nicht minder wichtig ist als jede andere Körperpflege. Denn die Erhaltung der Schönheit des menschlichen Mundes ist nicht nur unbedingt nötig und unerlässlich, sondern geradezu eine Selbstverständlichkeit. Und das haben die alten Kulturvölker ebenfalls längst erkannt.

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reibstr. 5. 35. (Nachdruck verboten)

Good trat auf ihn zu und mit einer heralichen Menschenfreundlichkeit begrüßte er ihn: „Freut mich, daß wir uns wiedersehen, Herr Kapitän!“

„Beides gewesen!“ hauchte Verlorenkoost zurück, ohne sich dem menschenfreundlichen Ton des Herrn anzuschießen.

„Ich habe Ihnen doch ein Lichtbild von einem jungen Mann...“

„Das ist nicht mein Sohn!“ unterbrach Verlorenkoost Smebl abnehmend.

„Nun ja, der Herr ist der Vater und Sie wissen, daß das väterliche Herz zu einer netten Belohnung bereit ist, sollten Sie trotz allem den jungen Mann... was meinen Sie?“

„Ne!“ bis Verlorenkoost hin und schaute steil und grimmig zwischen den beiden vorbei zum Fenster.

„Sie sind bei schlechter Laune, lieber Freund. Obgleich ich mehr Recht hätte, dies zu sein. Denn zwischen uns schwebt ja noch eine andere Sache... ein Verprechen, das nicht abhalten wurde... Sollte ich mich in Ihnen geäußert haben?“

Verlorenkoost antwortete nicht.

„Sie haben nach jenem Mann gesucht und haben ihn nicht finden können, wie?“ fragte Smebl.

Etwas freundlicher, da dieses verständnisvolle Entgegenkommen zugleich einen Wechsel des Gesprächsstoffes brachte und ihm das Herz erleichterte, antwortete Verlorenkoost: „Ich habe ihn nicht mehr finden können.“

„Aber der Name...“

„Gibt es nicht...“

„Ich weiß wohl. Dennoch sagt ihr untereinander ja nicht Herr... ohne was dazu... be? wie nennt ihr ihn?“

„Acht.“

„Soll! So, so! Ein alter Freund von uns. Wo haben Sie ihn zuletzt?“

War das nicht seine Falle? Denn zuletzt hatte Pietien ihn ja mit Hans gesehen, wie die beiden den Tatterfall verließen und

pflöcklich verschwunden waren. Er überlegte ängstlich und sorgfältig, was er sagen sollte. Konnte er den Tatterfall nennen? Ohne Gefahr, auch Hans zu verraten. Er sah sich rasch und verbotenen das Gesicht des Herrn Good an. Aber das versicherte ihn.

„Im Tatterfall!“ antwortete er dann möglichst gleichgültig.

„Und war er allein.“

„Weiß nicht!“ sagte Pietien schnell und abweisend.

Es war nichts mit ihm anzufangen. Smebl fragte ihn und her und entließ ihn schließlich.

Als Verlorenkoost draußen war, sagte der Polizeidirektor zu Good: „Es ist eine Empfindung von mir und sie läuft sich auf nichts weiter wie darauf, daß aus Erfahrung heraus wir ein Fingerpfeifenstück bekommen für diese abgeleitenden Menschen.“

Dieser Bagabund weiß etwas von ihrem Sohn. Ich werde ihn beobachten lassen. Wir haben zwei Beamte, die den Hafen kennen wie ihre Taschen und von denen niemand weiß, daß sie uns gehören. Die müssen es schaffen.“

„Kann es sein, daß es auf die Forderung eines Lösegeldes herauskommt?“ fragte Good. „Ich wäre bereit dazu. Eine rasche und unauffällige Erledigung wäre mir im Interesse des Jungen lieber als ein Verbrechen, bei dem er durch Akten geschleppt wird. Se leicht er ihm die Rückkehr mache, um so spurloser wird er den Nebenprüfung vermeiden.“

„So wie ich bisher diesen Mann zu kennen glaube, muß ich mit Nein antworten. Immerhin bin ich jetzt in meinem Urteil etwas unsicher geworden. Unter diesen Leuten findet man Veranlagungen von einer geradezu genialen psychologischen Schlaubeit. Wir müssen die Zeit mitwirken und helfen lassen.“

Dann ging ein Ferngespräch nach Kai sein, an den Lagerhüpfen-Auflieger, dessen Inhalt Good unverständlich blieb, obgleich er alles mit anhörte.

Als Verlorenkoost, beunruhigt durch das Interesse, das die Polizei plötzlich an ihm nahm, zu dem Versteck Hansens kam, war das Haus leer und Hans verschwunden. Verlorenkoost fant an der Wand hin und farrte im Zweifelsicht des Raums in das Chaos seines Gedächtnisses. Er dachte da wie ein großes finsternes Tier, das den Todesschlag empfangen hatte und sich zurückzog, um zu verenden.

Hans war das einsige Kind im Hause Good. Als solches wurde seinem Willen wenig Widerstand entgegengeleitet. Er war daran

gewöhnt, das, was er wünschte, vollzogen zu sehen, und so hatte er auch, als sein Gemüt dazu reif geworden war, die Nacht als etwas Selbstverständliches und in vollkommener Abnungslosigkeit darüber unternommen, daß es vielleicht anders als zu seinem Gunsten ausgehen könnte.

Sie dann unerwartet rasch und mit sormalmender Gründlichkeit in den Abgründen von Verführung und Verbrechen der Umhüllung kam, füllte er sich wie abgemäht. Er lag erledigt am Boden.

Auf die Dauer jedoch war dieser sich hinter Ohnmacht verjährende Zustand seiner jungen, biegsamen und mutigen Veranlagung etwas Unnatürliches. Er drach seinen Charakter, daß sein Gemüt um. Aber in dem schlafähnlichen Ausfall von Wehr und Leben sammelten sich ihm neue Kräfte, und als er zum erstenmal den Mut fand, die gewaltige Macht der Erinnerung zu durchbrechen, die ihn an sein Erlebnis angehängelt hatte, erholte er sich rasch.

Nun, da wieder Licht in sein Inneres drang, widerstrebte er sich mit einem ungestüm aufwachen Begehren dem, was ihm schuldlos widerfahren, und da standen ihm einmal in dem Sturm von Schwere und Wut, von Freierdenmollen und neuem Beginn die beiden Mädchenaugen. Sie kamen zu ihm und auf den Weg seines Schicksals wie ein Ruf aus der Tiefe des eigenen Blutes.

Die strahlende Trauer ihres stummen Liebess wurde ein schließliches Aufen. Bald waren es für ihn keine Augen mehr: es ward ein gemartertes, lebendiges gefangenes Herz, das zwischen Tausenden von Schiffsalen gerade seines beehrte, damit ihm Hilfe und Rettung werde.

Damit kam ihm auch das Bewußtsein seiner verständnislos unnatürlichen Lage dem alten Mann gegenüber, dessen Absichten er nicht zu erkennen vermochte und vor dessen Wesen er mit einer leeren Abnungslosigkeit stand.

Er verließ das Haus und ging zum Hafen, dessen Ausläufer bis in die Nähe reichten. Er suchte den Kai auf, zu dem er in jener Nacht gebracht worden war.

Was sich von nun an mit ihm ereignete, geschah wie in dem dunklen Ansturm eines Traumes. Es hatte die geschlossene und widerstandslose blinde Folgerichtigkeit, die die Dinge bestrich, deren Vollzug von unserer Vernunft unabhängig ist und in einer Zwischenzeit steht, in der alles sich zu einem fürerfolgen Wesen auflöst. Eine geistreiche Mechanik trieb sein Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)